Bin ich böse?

Als unsere Autorin Stiefmutter wird, muss sie lernen, mit dunklen Gefühlen umzugehen. Und versteht plötzlich eine Frau, mit der sie so lange gehadert hat.

Von Miriam Arndts, Zeitmagazin, 15.05.2025

T. und ich lümmeln auf dem Sofa. Es ist Ende 2022. T. spielt mit Lego-Figuren, nicht diese klassischen gelben Männchen mit den zylinderförmigen Köpfen und Smiley-Gesichtern, sondern etwas größere Figuren, deren Köpfe im Verhältnis zu ihren Körpern viel zu groß sind. »Es war einmal ein Mädchen, das hieß T.«, sagt T. Sie stellt die kleinste Spielfigur auf den Wohnzimmertisch.

Ich bin zum ersten Mal für ein paar Stunden allein mit T. zu Hause. Sie ist da sechs Jahre alt. Ihr Vater A., mein Freund, ist einkaufen gegangen. Ein paar Monate zuvor ist er bei mir eingezogen. T. verbringt jede zweite Woche bei uns, in der anderen Woche ist sie bei ihrer Mutter, K.

»T. hatte zwei Mamas«, setzt T. ihre Geschichte fort und guckt mich verschmitzt an. In ihren Händen hält sie zwei Lego-Frauen. Die eine hat blonde Haare und blaue Augen – so wie T. und wie auch ihre Mutter K. Die andere hat braune Augen und trägt im Moment gar keine Haare, sodass oben auf dem Glatzkopf der Pinökel zu sehen ist, auf dem normalerweise die Kopfbedeckung festgesteckt wird. Ohne Haare wirken die Proportionen der Figur noch seltsamer.

»Die eine Mama war hübsch, die andere hässlich«, sagt T. und versucht, ihr Kichern zu unterdrücken. »Die hübsche hieß K.« T. hält die blonde Figur hoch. Dann die haarlose. »Die hässliche hieß Miriam.« So heiße ich. T. kann ihr Lachen nicht mehr zurückhalten. Ich lache mit.

Es macht mir nichts aus, dass die »hässliche« Spielfigur meinen Namen trägt. Ich freue mich, dass T. mich ein bisschen aufzieht. Es zeigt, dass sie mir vertraut. Ich freue mich auch, dass ich – wenn auch erst mal nur im Spiel – eine von T.s Mamas sein darf.

Ich hatte mir immer gewünscht, Mutter zu werden. Bislang ist das nicht passiert. Als A. und ich uns näherkamen, machte ihn die Tatsache, dass er ein Kind hatte, für mich nur noch attraktiver. Vielleicht konnte mein Traum von einer Familie jetzt endlich in Erfüllung gehen.

Die Lego-Szene hat sich in den zarten Anfängen von T.s und meiner Beziehung abgespielt. Es war die Zeit des Kennenlernens, des langsamen Herantastens. Die Zeit, in der ich versucht habe zu verstehen, wer T. ist, was sie mag und was nicht. Wenn ich ihr Kleinigkeiten mitgebracht oder Essen gekocht habe, lag ich manchmal richtig. Meistens aber lag ich falsch.

Es war die Zeit, in der auch T. versucht hat herauszufinden, wer ich bin. Vor allem, wer ich im Verhältnis zu ihr bin. Manchmal hat sie mich im Scherz Tante genannt oder Großmutter oder Mami und meine Reaktion beobachtet. Die Bezeichnungen Stiefmutter oder Bonus-Mama, wie man hier in Dänemark, wo wir wohnen, sagt, hat sie nie benutzt. Irgendwann haben A. und T. einen ganz eigenen Namen für mich erfunden: Mizzer. So nennt T. mich bis heute.

Es war die Zeit, in der ich noch nicht wusste, wie viel Nähe zwischen uns beiden in Ordnung war. Wenn T. beim Spazierengehen meine Hand nahm oder sich beim Vorlesen bei mir ankuschelte, hielt ich die Luft an und versuchte, ganz still zu sein – so wie wenn einem ein Schmetterling auf den Arm fliegt und man ihn auf keinen Fall verscheuchen will.

Es war auch die Zeit, bevor ich verstanden habe, dass die Mizzer-Figur in T.s Spielen immer eher die »hässliche« – oder zumindest die geschlechtsneutrale, die mit Strickpulli und Wollmütze – sein wird, während die K.-Figur immer die »hübsche« ist. Mit der Zeit begann diese Tatsache kleine Kratzer in meinem Selbstbewusstsein zu hinterlassen. Auch andere dunkle Gefühle bahnten sich einen Weg an die Oberfläche: Eifersucht, Einsamkeit, Wut, Scham. Und ich fing an, langsam mehr Verständnis zu bekommen für die Frau, zu der ich jahrelang ein schwieriges Verhältnis hatte: meine eigene Stiefmutter.

Ich war 15, als P. bei uns einzog. Ein Jahr zuvor war meine Mutter gestorben. Ich erinnere mich, wie spannend ich P. zunächst fand. Sie war etwas jünger als meine Eltern und moderner. In ihrer handgeschriebenen Rezeptsammlung standen exotische Gerichte wie Taboulé und »Mexikanisches Hackfleisch«. Sie aß ihre Cornflakes mit O-Saft statt mit Milch. Sie brachte eine große Bibliothek mit Literatur-Klassikern und Sachbüchern über die RAF und die DDR mit. Sie schenkte ausgezeichnete Geschenke – einen eleganten Tintenroller, einen spannenden Krimi –, die sie stilvoll verpackte, und sie konnte mit der rechten Hand normal und gleichzeitig mit der linken spiegelverkehrt schreiben.

Doch nach einer Weile hing mir das »Mexikanische Hackfleisch«, das es gefühlt einmal pro Woche gab, zum Hals raus, und ich begann, manches an P. merkwürdig zu finden. Sie verbrachte eine für mich unverständlich lange Zeit im Badezimmer. Sie mochte es nicht, wenn sich Essensgeruch im Haus verbreitete. Sie nieste sehr laut, und mit der Zeit schrie sie auch immer öfter durchs Haus, wenn sie wütend war. Sie hatte eine Wut in sich, die ich nicht verstand.

Seit zweieinhalb Jahren wohnen A. und T. jetzt bei mir. Ich mag unsere Wochenenden zu dritt. T. baut riesige Spiellandschaften im Wohnzimmer – einen Hindernisparcours für ihre Tierfiguren oder einen Laufsteg für die Modenschau ihrer Puppen. Wir fahren aufs Land, werfen Stöcke in den Bach und gucken, welcher Stock zuerst an der Brücke am Ende des Weges ankommt. Meistens schafft es keiner bis dorthin, aber das macht uns nichts aus. Manchmal gehen wir zum Hafen, essen Eis und halten Ausschau nach der einen Ente, die so anders aussieht als die anderen.

Am Abend kommen wir nach Hause und spielen Brettspiele. Oder wir gucken einen Film. T. will dann Chips essen und in der Mitte sitzen. Ich würde am liebsten neben A. sitzen, aber lasse T. ihren Willen. Ich weiß, wie sehr sie es mag, wenn wir drei nah beieinander sind und sie mittendrin. Und obwohl ich diese Dreisamkeit auch genieße, vermisse ich A. in den T.-Wochen sehr.

Wenn T. bei ihrer Mutter ist, stehen A. und ich abends oft in der Küche, hören Musik, reden über unsere Lieblingsbands, unsere Zukunftsträume oder über die Lage der Welt. Nach dem Essen machen wir manchmal lange Spaziergänge, treffen Freunde, gucken eine Serie oder tun andere Erwachsenen-Dinge.

Wenn T. bei uns ist, gibt es unter der Woche so viel Abwasch zu erledigen, Wäsche zu waschen, so viele Schulbrote zu schmieren, Schwimmkurse zu besuchen, Zähne zu putzen, Diskussionen über Bettgehzeiten und Bildschirmnutzung zu führen, dass weder Zeit noch Energie für Erwachsenen-Dinge bleibt.

A. stört das nicht. Er meint, so sei das eben, wenn man ein Kind hat. Meistens schläft er ein, wenn er T. ins Bett bringt. Anfangs habe ich im Wohnzimmer auf ihn gewartet und wurde mit jeder Viertelstunde, die er nicht zurückkam, trauriger und wütender. Ich wollte so gerne noch ein bisschen Zeit mit ihm alleine verbringen. Wenigstens eine halbe Stunde, um kurz zu spüren, dass es uns zwei noch gibt.

Oft stritten wir am nächsten Morgen. A. sagte: »Was kann ich denn dafür, dass ich einschlafe?« Ich schlug vor, dass er sich nicht zu T. mit ins Bett legt, sondern sie nach der Gute-Nacht-Geschichte alleine einschlafen lässt. »Wenn sie uns ruft, gehen wir zu ihr ins Zimmer und sagen, dass wir hier sind, aber dass sie jetzt schlafen soll«, gab ich eine Kombination aus dem, was eine Freundin mir mal erzählt hat und was ich in einem Erziehungsratgeber gelesen habe, wieder.

A. war skeptisch, probierte es aber ein paar Abende lang; T. gewöhnte sich schnell daran und rief bald nicht mehr nach uns. Nur fing A. dann wieder an, einzuschlafen, wenn er T. ins Bett brachte. Ich wurde wieder sauer, wir stritten uns und schließlich sagte A.: »Weißt du was, manchmal habe ich gar keine Lust auf deine Methode. Ich gucke T. einfach gerne beim Einschlafen zu.«

Da spürte ich einen Schmerz, den ich nicht zum ersten Mal spürte. Ein Gefühl, für das ich mich schämte: Eifersucht. »Wie kannst du auf ein kleines Mädchen eifersüchtig sein?«, fragte mich meine innere Stimme vorwurfsvoll.

Es ist einer der Widersprüche, mit denen ich lebe, seit ich Stiefmutter geworden bin: Natürlich möchte ich, dass T. all die Aufmerksamkeit von A. bekommt, die sie bekommen kann. Und es ist ja auch eine der Eigenschaften, die ich an A. besonders mag: dass er ein großartiger, hingebungsvoller Vater ist. Nur geht das, was A. ihr gibt, von dem ab, was er mir geben kann.

Ich stelle mir vor, dass es anders wäre, wenn T. mein biologisches Kind wäre. Dann würde es mich glücklich machen, zu sehen, wie nah die beiden einander sind.

Alles, was mein Partner unserem gemeinsamen Kind gäbe, käme direkt bei mir an. Mit A. und T. ist es anders. Ihre Liebe zueinander hat nichts mit mir zu tun.

Nachdem meine Stiefmutter P. bei uns eingezogen war, gab es plötzlich lauter neue Regeln. Ich bekam jetzt Ärger für Dinge, die zuvor kein Problem gewesen waren – wenn ich zum Beispiel eine Tupper-Dose an den falschen Ort räumte oder das Waschbecken nicht säuberte, nachdem ich es benutzt hatte. Ich bekam auch Ärger für Dinge, die mit meiner Persönlichkeit zu tun hatten. Dinge, die meine Eltern vielleicht charmant gefunden hatten, P. aber nicht. Einmal sagte sie gereizt zu mir: Du weißt genau, was du tun musst, um von Papa zu bekommen, was du willst. Zuvor hatte ich ein, wie ich meinte, liebevolles Gespräch mit meinem Vater geführt. Ich begann zu zweifeln: War ich vielleicht gar nicht so liebenswert, wie ich immer dachte?

T. ist anders als andere Kinder, die ich kenne. Sie ist vorsichtig, schüchtern, manchmal ängstlich. Sie hat Angst vor verschiedenen Insekten und vor dem Dunkeln. Sie braucht morgens lange zum Aufwachen, benutzt beim Essen ungern Besteck und sagt nur selten »Hallo« und »Tschüß« – meistens, weil sie gerade in Gedanken woanders ist.

Ich schäme mich, dass ich T. nicht immer niedlich finde. Als sie neulich beim x-ten Frühstück in Folge alles, was sie gerade im Mund hatte, ausspuckte, weil sie Angst hatte, sich an einer Nuss zu verschlucken, strich A. ihr liebevoll über die Wange und sagte: »Du hast wahrscheinlich eine Nuss-Phobie entwickelt.« Da sprang ich vom Tisch auf und stürmte aus dem Wohnzimmer mit den an A. gerichteten Worten: »Gib ihr keine Nüsse mehr! Ich will kein Gespucke am Tisch!«

Ich versuche, T. meinen Ärger nicht oft spüren zu lassen. Ich halte nichts von schimpfen und bin dafür, Dinge stattdessen in Ruhe zu klären. Wenn ich mal explodiere, ärgert mich das tagelang. Überhaupt mache ich mir konstant Sorgen darüber, ob ich eine gute Stiefmutter bin. A. sagt: »Ich raste doch auch manchmal aus.« Ja, denke ich dann, aber bei euch beiden macht das nichts. Zwischen euch gibt es diese Bedingungslosigkeit – die gibt es bei uns nicht.

Der Ärger meiner Stiefmutter konnte auch nach dem Schimpfen noch lange anhalten. Ihre Körpersprache, ihre Bewegungen, ihre Stimmlage ließen keinen Zweifel daran, dass sie sauer war.

Von A. und T. habe ich gelernt, dass es immer einen Weg zurück gibt aus der Wut. Nachdem man sich etwas beruhigt hat, kann man sich dafür entschuldigen, dass man laut geworden ist. Es ist einfach, sich mit T. zu vertragen. Sie sagt dann meistens sofort: »Schon okay.« Manchmal sagt sie: »Mir tut es auch leid.« Dann sprechen wir in Ruhe über das, was gerade passiert ist.

Beim Abendessen frage ich T., was sie heute in der Schule gemacht habe. »Wir haben Familienporträts gezeichnet«, antwortet sie. »Dich habe ich vergessen.« Sie erzählt, wen sie stattdessen alles gezeichnet hat: Mama, Papa, ihren Halbbruder und dessen Vater, den sie nur alle paar Wochen sieht. Sogar der Kater des Halbbruders hat es aufs Familienporträt geschafft. »Erst hab ich dich vergessen, und dann hatte ich keine Zeit mehr«, erklärt T., als ahnte sie, was ich denke. Ich versuche, so natürlich wie möglich zu lächeln und sage: »Das macht ja nichts«, denke aber: »Ich darf deine Wäsche waschen, dir langweiliges kinderfreundliches Essen kochen, deine Wutanfälle aushalten, aber gut genug, um mit aufs Familienporträt zu kommen, bin ich wohl nicht.« Und zum ersten Mal wird mir klar: Ich klinge – wenn auch nur in Gedanken – wie meine Stiefmutter.

Ich erinnere mich an eine Situation, da stand meine Stiefmutter in der Waschküche. Vielleicht hatte sie gerade Klamotten von mir in der Hand, die sofort gewaschen werden mussten, weil ich sie unbedingt am nächsten Tag anziehen wollte. Es muss einen Konflikt mit P. gegeben haben, vielleicht habe ich ihr widersprochen – ich weiß es nicht mehr. Aber ich erinnere mich daran, wie sie in etwa sagte: »Ich darf alles für euch machen, was eine Mutter macht, aber sagen darf ich euch nichts.«

Ich erinnere mich, dass ich überrascht war. Ich dachte: Du machst doch gar nicht alles, was eine Mutter tut. Eine Mutter freut sich, mich zu sehen. Eine Mutter gibt die besten Umarmungen. Eine Mutter lacht über meine Witze. Eine Mutter interessiert sich für meine Freunde und meine Hobbys. Einer Mutter kann ich meinen Kopf in den Schoß legen und von meinen Sorgen erzählen, während sie mir übers Haar streicht.

Heute glaube ich zu wissen, was P. damals meinte: Als Stiefmutter hat man viele Nachteile des Mutterseins, aber nicht alle Vorteile.

Einmal habe ich P. ein wenig davon erzählt, wie schwierig ich das Zusammenleben mit A. und T. manchmal finde. Dass ich oft eifersüchtig bin und

versuche, alles richtig zu machen. »Du wirst trotzdem Fehler machen«, sagte P. und hatte Tränen in den Augen.

Es hat lange gedauert, bis ich anfing, über die Schwierigkeiten des Stiefmutter-Seins zu sprechen. Anfangs wollte ich nur von den schönen Seiten erzählen. Ich wollte auch selbst daran glauben, dass ich das alles total gut hinbekomme. Dass ich eine entspannte Stiefmutter bin, die viel zu geben hat und genauso viel zurückbekommt.

Ich vermute, dass es vielen Stiefmüttern so geht. Von #regrettingstepmotherhood habe ich jedenfalls noch nie gehört.

In Märchen und in der Popkultur wird die Stiefmutter meist als niederträchtig und herzlos oder zumindest als extrem eitel dargestellt. Erst neulich kam ein norwegischer Kinderfilm in die deutschen Kinos, in dem die Stiefkinder ihre überstrenge und egozentrische Stiefmutter von einem Auftragsmörder umbringen lassen wollen. Worum es in all diesen Geschichten nicht geht, ist, wie die Frauen so verbittert und verzweifelt geworden sind.

Als die britische Psychologin Lisa Doodson eine Beziehung mit einem Mann begann, der einen Sohn aus einer früheren Partnerschaft hatte, suchte sie nach Anleitungen zum Stiefmutter-Sein und nach Expertinnen auf dem Gebiet. Da sie nichts fand, begann sie selbst, zu dem Thema zu forschen. Schließlich schrieb sie ihre Doktorarbeit über die psychische Gesundheit von Stiefmüttern.

Das Ergebnis ihrer Untersuchungen: Stiefmütter leiden deutlich häufiger an Depressionen und Angstzuständen als leibliche Mütter. Zu den Gründen gehört Doodson zufolge, dass die Rolle der Stiefmutter nicht genau definiert ist. Vielen Frauen sei nicht klar, was ihre Aufgaben sind, in welchen Bereichen sie mitentscheiden dürfen. Kurse und Selbsthilfebücher, wie es sie für werdende und gerade gewordene Mütter massenhaft gibt, gibt es für Stiefmütter kaum. Hinzu kommt, dass Stiefmütter oft unrealistisch hohe Erwartungen an sich und ihre Rolle haben.

Doodson schreibt, dass Frauen, die Stiefmütter werden, oft nicht dasselbe Ausmaß an Unterstützung von Freunden und Familie erfahren wie Frauen, die gerade ein Kind zur Welt gebracht haben. Dabei sei das plötzliche Stiefmutter-Werden genauso überwältigend. Auch würden Stiefmütter öfter ungeeignete Bewältigungsstrategien

wie Konfliktvermeidung oder Schimpfen benutzen als biologische Mütter. Wenig überraschend ist, dass es denjenigen Stiefmüttern, die positivere Strategien haben – die sich in Akzeptanz üben, lösungsorientiert sind oder sich Hilfe suchen –, psychisch besser geht.

Trotz all der Schwierigkeiten verstehe ich manchmal nicht, wie ich früher ohne den Zauber ausgekommen bin, den T. in mein Leben bringt.

Wenn sie richtig herzhaft lacht, dann kann sie sich vor lauter Fröhlichkeit kaum auf ihren langen Beinen halten. Wenn sie sitzt, kann es passieren, dass sie vor Lachen vom Stuhl fällt.

T. interessiert sich sehr für Tiere und weiß, dass eine Nacktmull-Kolonie von einer Königin angeführt wird und dass Tauben ihren Jungen Milch geben. Manchen der Tauben, denen T. auf ihrem Schulweg begegnet, hat sie Namen gegeben.

Auch Pflanzen gibt sie Namen. Ihr Kaktus heißt Bobby, und sie stellt ihn Gästen gerne als »das neueste Familienmitglied« vor. Als T. neulich sagte, sie wünschte, sie hätte eine Pflanze, die sie jeden Tag gießen könnte und nicht nur – wie Bobby – alle zwei Wochen, konnte ich nicht anders, als gleich mit ihr ins Gartencenter zu fahren.

T. zeichnet unfassbar gut und denkt sich zu jedem Bild eine Hintergrundgeschichte aus. T. liebt gute Geschichten so sehr wie ich. Wir teilen auch eine heimliche Leidenschaft für Popsongs. Genau wie ich gibt T. nur ungern zu, dass sie nicht nur coole Indiebands hört. Manchmal drehen wir Lieder von Lady Gaga oder Miley Cyrus laut auf und tanzen albern dazu.

T. komponiert auch ihre eigenen Lieder. Sie drückt darin ihre Sorgen aus. Früher hat sie manchmal gesungen: »Mizzer, hast du mich lieb?«, und ich antwortete ihr dann singend: »Ja, T., ich hab dich lieb!« Ich wünschte, ich könnte über Unsicherheiten so gut singen wie sie.

Sonntag ist bei uns immer Übergabetag, und A. bringt T. zurück zu ihrer Mutter. Manchmal komme ich mit, aber meistens bleibe ich zu Hause. Ich genieße die Ruhe in der Wohnung und freue mich auf A.s und meinen Abend zu zweit. Wenn A. dann zurückkommt, ist er immer etwas niedergeschlagen, weil er T. vermisst. Ich habe mich mittlerweile an seine Abschieds-Depression gewöhnt. Das bedeutet aber nicht, dass sie

mir nicht wehtut. Freut A. sich nicht auch, Zeit mit mir alleine zu verbringen?, denke ich dann. Kann ich ihn nicht so glücklich machen, wie T. das kann?

Seit seiner Trennung von T.s Mutter bekommt A., wie er sagt, nur noch die Hälfte von T.s Leben mit. Deswegen möchte er in der kurzen Zeit, die er mit ihr hat, so wenige Konflikte haben wie möglich. Und schon gar nicht sonntags, kurz bevor er sich für eine Woche von ihr verabschieden muss.

Ich habe mal den Fehler gemacht, T. an einem Sonntagnachmittag zeigen zu wollen, wie man eine Orange schält, woraufhin sie sagte, wenn sie sie erst schälen müsse, dann wolle sie doch keine Orange essen. A. hörte das und schlug vor, er könne die Orange einfach in Viertel schneiden, so wie er es immer für T. mache. Nachdem er T. zu ihrer Mutter gebracht hat, haben wir uns den restlichen Abend gestritten. Mich ärgerte, dass er in meinen Erziehungsversuch eingegriffen hatte. Dass er wie so oft den Weg des geringsten Widerstands gehen wollte. A. sagte, dass er genervt sei davon, dass ich T. immerzu mit meinem »Fördern und Fordern« behellige.

Früher passierte es nicht selten, dass ich zu einer Art Krisensitzung – oder vielleicht besser Gerichtstermin – ins Esszimmer gerufen wurde. Ich saß dann auf der einen Seite des Tisches, mein Vater und P. mir gegenüber. Mein Vater trug mit ernstem Ton die Anklage vor, P. führte sie noch etwas aus. Zum Beispiel, dass ich zu viel Zeit bei meinem Freund und nicht genug zu Hause verbringe. Manchmal versuchte ich, etwas zu meiner Verteidigung zu sagen, andere Male endete die Sitzung vorzeitig, indem ich wutschnaubend aus dem Zimmer stampfte und die Tür hinter mir zuknallte.

Ich hatte dabei meistens das Gefühl, dass es nicht um Dinge ging, die meinen Vater störten oder ärgerten, sondern dass er das Anliegen meiner Stiefmutter vortrug, sozusagen als ihr Botschafter.

Dieses Gefühl hörte auch nicht auf, als ich von zu Hause auszog. Wenige Monate nachdem ich mein erstes Studium begonnen hatte – ich war 19 Jahre alt –, rief ich meinen Vater an, um ihm zu sagen, dass ich es wieder abbrechen wolle. Ich hätte herausgefunden, dass es nicht das Richtige für mich sei, sagte ich. »Na ja, besser, du merkst es jetzt, als nach sechs Semestern«, sagte mein Vater. Ich war erleichtert. Am nächsten Tag rief er dann mich an. »Wir haben noch mal nachgedacht über das, was du gestern gesagt hast«, begann er. Der Lautsprecher war eingeschaltet, ich konnte P.

im Hintergrund hören. »Und wir finden nicht, dass du dein Studium einfach so abbrechen kannst.«

Ich hatte damals das Gefühl, mein Vater versuchte es vor allem meiner Stiefmutter recht zu machen, während meine Bedürfnisse und Gefühle zweitrangig schienen. Das hat meinem Verhältnis zu P. sicher nicht gutgetan.

Die Soziologin Patrycja Sosnowska-Buxton von der Universität Stavanger in Norwegen analysiert in ihrem kommenden Buch Reimagining Stepmother das Stiefmutter-Sein aus einer feministischen Perspektive. Dafür hat sie jahrelang Stiefmütter in Großbritannien interviewt. Unter anderem hat sie die Frauen gefragt, was ihr Partner dafür getan habe, sie auf die Beziehung zu seinen Kindern vorzubereiten. »Und fast jede einzelne Stiefmutter sagte, er habe gar nichts getan«, erzählt sie mir bei einem Video-Anruf. Männer schienen oft zu denken: Ich liebe meine Partnerin, also wird sie automatisch meine Kinder lieben und meine Kinder sie. »Das ist aber Wunschdenken«, sagt Sosnowska-Buxton.

Manche Frauen erzählten ihr, es habe ihnen geholfen, zu spüren, dass sich die eigenen Eltern über die neuen Stiefenkelkinder freuten. Anderen war es wichtig, dass ihr Partner sich in Konflikten auf ihre Seite stellte. In den meisten Fällen wurde die Beziehung zwischen Stiefmutter und Kindern einfacher, je mehr Zeit verging.

Es gebe die Tendenz, Stiefbeziehungen mehr zu problematisieren als andere Familienbeziehungen, sagt Sosnowska-Buxton. Dabei gebe es in jeder menschlichen Beziehung Höhen und Tiefen. Es werde als normal angesehen, wenn biologische Eltern sich hin und wieder über ihre Kinder ärgerten. Wenn Stiefmütter aber mal frustriert seien über die Kinder ihres Partners, gelten sie – in der Popkultur – als Bösewichte oder – in der Fachliteratur – als psychisch instabil. »Die Stiefmutter darf nie einfach ein ganz normaler Mensch sein«, sagt Sosnowska-Buxton.

In unserem zweiten gemeinsamen Jahr habe ich T. zum ersten Mal einen Adventskalender gemacht. Sie hat sich sehr gefreut. Und mir hatte es Spaß gemacht, in den Wochen zuvor kleine Dinge zu kaufen, von denen ich dachte, sie könnten T. gefallen.

Der Adventskalender ist eine Tradition, die ich von P. übernommen habe. Viele Jahre lang hat sie für jedes Kind – meine beiden Schwestern und mich, später auch für meine zwei kleinen Brüder, ihre Söhne – einen Adventskalender gemacht.

Ich bin froh, dass ich immer nur zwölf Geschenke besorgen muss – die Hälfte der Zeit ist T. ja bei ihrer Mutter. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das Projekt Adventskalender auf mich nehmen würde, wenn ich – wie P. – mindestens 72 Geschenke verpacken und aufhängen müsste. Oder anders gesagt: Ich weiß nicht, ob ich es als Stiefmutter ausgehalten hätte in einer Familie mit drei Stieftöchtern, ohne den Luxus, jede zweite Woche kinderfrei zu haben.

Seit A. und T. bei mir wohnen, habe ich eine ganz neue Vorliebe für den Abwasch entwickelt. Die Küche ist mein Freiraum geworden, wenn ich das Gefühl habe, dass bei den beiden kein Platz für mich ist. Zum Beispiel, wenn sie dieses Spiel spielen, bei dem sie zusammen ein Bild zeichnen und sich dabei immer abwechseln. T. beginnt mit der Landschaft, danach bekommt A. den Stift und zeichnet etwas in das Bild hinein. Oft ist es etwas Überraschendes, Witziges. T. lacht sich dann kaputt und versucht, etwas noch Lustigeres zu zeichnen.

Ich habe einmal mitgespielt, aber ich bin grottenschlecht im Zeichnen. Jedes Mal, wenn ich an der Reihe war, verstummte T.s Lachen, und sie wartete ungeduldig, dass A. wieder den Stift bekam.

In diesen Momenten, in denen ich das Gefühl habe, nicht dazuzugehören, fühle ich mich allein weniger einsam als zusammen mit A. und T.

Früher habe ich nicht verstanden, warum meine Stiefmutter oft schlecht gelaunt wirkte, wenn wir anderen uns prächtig amüsierten. Ich erinnere mich an einen Abend, da waren wir alle bei meinem Vater und P. versammelt. Wir spielten ein Brettspiel, hatten wahnsinnig viel Spaß und machten sicher einen ziemlichen Lärm.

P. spielte von vornherein nicht mit, und irgendwann fiel mir auf, dass sie nicht mehr da war. Sie hatte sich ins Schlafzimmer zurückgezogen. Ich dachte: Warum kann sie nicht einfach Spaß haben, so wie wir? Heute denke ich, dass es ihr vielleicht ging, wie es mir manchmal geht.

Neulich war ich zu Besuch bei meinem Vater. Als wir spazieren gingen, sagte er, er denke viel über früher nach. »Einiges hätte ich vielleicht anders machen sollen.« Er blieb stehen. »Ich hätte mehr mit euch reden sollen, auch über schwierige Dinge.« Er sah niedergeschlagen aus. »Ja«, sagte ich. »Es ging oft darum, dass wir P. verstehen sollten, aber nicht darum, wie das alles für uns war.« Wir gingen weiter. »Das kann ich jetzt auch sehen«, sagte mein Vater.

Die meiste Zeit war P. für mich nicht unbedingt eine Mutterfigur. Sie tat zwar mütterliche Dinge – vor meinem ersten Besuch beim Frauenarzt gab sie mir Tipps, was ich anziehen sollte, als ich einen kleinen Autounfall hatte und sehr erschrak, tröstete sie mich. Aber ich sah sie immer eher als die Frau meines Vaters und die Mutter meiner jüngeren Geschwister.

Erst vor ein paar Jahren begann ich, P.s Fürsorge deutlicher zu erkennen. Letzten Sommer habe ich Freunde und Familie zu meinem Geburtstag eingeladen. Ich hatte eine Gartenparty geplant, aber es regnete den ganzen Tag, also musste ich die Feier in meine Zweizimmerwohnung verlegen. Bevor die Gäste kamen, war ich gestresst und brauchte dringend A.s Hilfe bei der Vorbereitung. Er konnte aber nicht, weil er T. trösten musste. Sie war am Boden zerstört, weil das Kleid, das sie zur Feier anziehen wollte, nicht bei uns, sondern bei ihrer Mutter war. Für einen Moment hätte ich am liebsten alles hingeschmissen.

Als die ersten Gäste – mein Vater, P. und meine Geschwister – ankamen, hatte ich es noch nicht geschafft, meine Haare zu föhnen. Die Zimtschnecken waren noch im Ofen. Erst später wurde mir klar, dass ich gar nicht genug Essen vorbereitet hatte. Nur fiel das den Gästen nicht auf, weil P. mir einen Kuchen mitgebracht hatte.

P. hatte ihn zu Hause gebacken und den ganzen Weg von Süddeutschland nach Dänemark mitgebracht. Als sie ihn mir gab, sagte sie mit einem Lächeln: »Die Kuchenform kannst du behalten, die ist von deiner Mama.«

P. ist auch toll mit T. Sie ist einer dieser Menschen, die genau wissen, wofür sich ein Kind in welchem Alter interessiert. Wenn T. etwas Niedliches macht oder sagt, lacht P. ihr warmherziges Lachen. Wenn wir bei ihr und meinem Vater sind oder sie uns besuchen, bringt P. aus ihrem schier unerschöpflichen Fundus an Kinderdingen T. genau

die richtige Kleinigkeit mit. Wenn ich mit P. telefoniere, fragt sie immer nach T. Und ich merke: Die Zuneigung, die sie T. gibt, kommt direkt bei mir an.

Über Ostern haben A. und T. in einem Häuschen etwas außerhalb der Stadt übernachtet. Ich bin zu Hause geblieben und habe es genossen, die Wohnung für mich alleine zu haben. Gleichzeitig hatte ich ein schlechtes Gewissen. Sollte ich nicht mit den beiden Zeit verbringen? Oder sie zumindest vermissen?

A. fand es schön, mal wieder mit T. alleine zu sein, erzählt er mir. Sie habe zwar manchmal nach mir gefragt, aber wenn er ihr gesagt habe, wann sie mich wiedersieht, war sie zufrieden.

Wir haben beschlossen, das jetzt öfter so zu machen, dass die beiden hin und wieder woanders übernachten. Seitdem wir diesen Plan haben, fühle ich mich etwas leichter. Trotzdem kommt es mir manchmal so vor, als hätte ich als Stiefmutter versagt. Ich frage mich auch, was es für T.s und meine Beziehung bedeuten wird, wenn wir uns etwas seltener sehen.

»Ich habe diese Wand bei Mami, an der Fotos von meiner Familie hängen«, beginnt T., mir etwas zu erzählen, als ich sie nach Ostern das erste Mal wiedersehe. Dann hält sie inne, guckt mich an und sagt: »Ich brauche noch ein Foto von dir!« – »Und von Bobby!«, sage ich und nicke in Richtung Kaktus – statt zu sagen: »Du weißt gar nicht, wie glücklich es mich macht, dass ich mit an deiner Familienwand hängen darf, T.« Wir beschließen, ein Foto von mir zu machen, wie ich Bobby, den Kaktus, in der Hand halte.